

Zeitschrift: Jahrbuch Oberaargau : Menschen, Orte, Geschichten im Berner
Mittelland
Herausgeber: Jahrbuch Oberaargau
Band: 55 (2012)

Buchbesprechung: Neuerscheinungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neuerscheinungen



*Rudolf Baumann: Fasnachtsbräuche im Oberaargau, 64 Seiten.
Eigenverlag, Langenthal*

Und wieder war Rudolf Baumann aktiv. Der Gründer des Langenthaler Museums Trummlerhaus hat sich einem weiteren Volksgut im Oberaargau gewidmet. Waren es vor kurzem Sagen aus dem Oberaargau, die er in einem Buch gesammelt und herausgegeben hat, war das nächste Thema die Fasnacht. Dazu hat er schon vor vier Jahren etwas geschrieben. «Narren, Spassmacher und Witzbolde» hiess das Werk, das im Stadtberner Ott-Verlag erschienen ist. Nun legt er nach: in einer weiteren Broschüre beschreibt er die «Fasnachtsbräuche im Oberaargau». «Ich habe in der Zwischenzeit mehrere Texte zum Thema erhalten, im Besonderen einen Text von Melchior Sooder, der nicht mal in der Landesbibliothek vorhanden ist», berichtet Rudolf Baumann, selber seit 36 Jahren begeisterter Fasnächtler. Dann kam die Anfrage der Historischen Gesellschaft für einen Vortrag. «Als ich merkte, dass ich kaum zehn Prozent von dem, was ich weiss, erzählen könnte, habe ich mich dahintergeklemmt und eine Broschüre zusammengestellt.» Etliche Illustrationen, Zeichnungen, Karikaturen und Fotos ergänzen die Texte, wobei die Fotoauswahl teilweise etwas gar willkürlich erscheint. Dennoch finden sich gerade bei den alten Schwarzweissbildern schöne Motive. Baumann beginnt nicht gleich mit den Oberaargauer Fasnachtsbräuchen. Der «ewige Geschichtsstudent» – Baumann besucht seit Jahren Vorlesungen an der Uni Bern – startet bei den Römern, beleuchtet kurz Mittelalter und Renaissance, bevor er über die Fasnacht in der Schweiz und im Speziellen im Bernbiet berichtet. Hier beginnen auch die Texte der Gastautoren. Darunter ist beispielsweise ein Bericht des 2006 verstorbenen Autors und Mythenforschers

Sergius Golowin über das Tschämele. Das Wort stamme von Schemen, gleich Schatten, Bedeckung, Vermummung, Maske. Durch die Wahl mannigfaltiger Larven konnte sich der Mensch in seinen Bräuchen den Gestalten seines Glaubens nähern. Im Bernbiet hiess Tschämele «allerlei Possen in vermummter Gestalt spielen». Golowin zitiert Gotthelf, der 1844 berichtete: «Vor 40 Jahren war das Tschämele Sitte, es wurde aber wegen der dabei herrschenden Unsitten abgestellt.» Gotthelf erwähnt, dass dabei junge Burschen gar «so genannte Huren» wild vollführten. Zwischen Burgdorf und Trachselwald sei dieses allgemeine Treiben neu aufgelebt «zu grossem Ärger ehrbarer Hausväter». Golowin schreibt, dass dieser Brauch «aus dem Bewusstsein des Volks verdrängt» worden sei, und zitiert Berichte aus dem Jahr 1909: «Die Ortspolizeibehörde von Lotzwil hat es gänzlich untersagt, und die Behörden von Wynau erlassen eine Bekanntmachung, worin das Tschämele nur gestattet wird, wenn solches in anständigen Masken, ohne Belästigung des Publikums und ohne Ärger erregendes Betragen geschieht.» Für das Kernthema der Broschüre verwendet Baumann einen Text von Melchior Sooder, Lehrer und Volkskundler aus Rohrbach, aus dem Jahr 1935. Sooder wies schon damals auf die einzigartige Stellung des Oberaargaus in Bezug auf die Fasnacht im Kanton Bern hin. Hier sei die Fasnacht noch mannigfaltig, obwohl «dürftige Aufzeichnungen der Chorgerichtsmanuale zeigen, dass nicht alles, was einmal lebendig war, sich bis in die Gegenwart hinein erhielt». Ein weiteres grösseres Kapitel ist der Fasnacht in Langenthal gewidmet. Dazu sind Texte von Grossrat Max Bühler, Journalist Eduard Nacht, Harry Egger senior und Robert Roth abgedruckt.

Urs Byland

*Rudolf Baumann: Langenthal in den 1950er Jahren. 160 Seiten.
Eigenverlag, Langenthal*

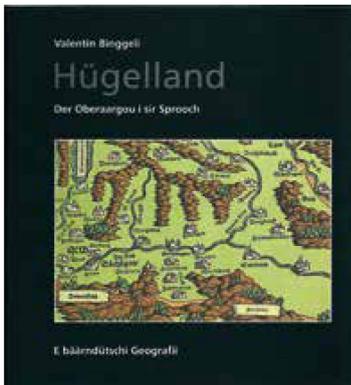
«Langenthal in den 1950er-Jahren» ist zuallererst ein sehr persönlich gehaltenes Buch von Rudolf Baumann, der 1944 geboren wurde. Er selber schreibt eingangs, er habe diese für ihn glückliche Zeit nach dem frühen Tod seiner Mutter (1962) etwas aus den Augen verloren. Vor rund zwölf Jahren begann der Lokalhistoriker sich aber wieder intensiv mit dieser Zeit zu befassen. Neben vielen persönlichen Erinnerungen wartet Her-



ausgeber Baumann auch mit informativen sachlichen Darstellungen auf. Baumann beschränkt sich nicht auf Langenthal. Er verweist auch immer auf politische und kulturelle Ereignisse und Entwicklungen in der Welt. Die Kapitel im Buch halten sich nicht an ein gewohntes Schema. Sie folgen in der Gewichtung dem Fundus an Texten und Fotografien. So werden etwa über zehn Seiten Ansichten und Fotografien vom Chouf-hüsi ausgebreitet. Rudolf Baumann startet mit einem Überblick über die «optimistischen 1950er-Jahre in der Schweiz». Es herrschten Aufbruchstimmung und Fortschrittsglaube. Technik begann Arbeit zu ersetzen. Waschmaschine und Kühlschrank kamen auf. «Eine Motorisierungswave setzte ein», schreibt Baumann. Einzig der Kalte Krieg versetzte dem Optimismus aber einen Dämpfer.

Im Text aus dem Jahre 1952 von Gemeindepräsident Walter Morgenthaler wird die Betriebsamkeit der Langenthaler heraufbeschworen. Er erwähnt nicht nur die wirtschaftliche, sondern auch die soziale Betriebsamkeit. «Auf diesem Gebiet ist Langenthal nicht zurückgeblieben. Die meisten Institutionen sind privater Initiative entsprungen. Nennen wir nur die Kinderkrippe, die Kindergärten und die Ferienversorgung...» Morgenthaler vergisst auch nicht die musikalische und dramatische Kunst zu erwähnen. Ein Bereich, der 1952 auch in einem Text von Adolf Steiner, Redaktor des Langenthaler Tagblatts, viel Gewicht erhält: «Ausländische Persönlichkeiten können es kaum fassen, dass in einer Gemeinde der Grösse Langenthals Musik, Theater, Literatur und Kunst derart intensiv gepflegt werden.» Das liebevoll zusammengestellte Buch eignet sich zum Schmökern, zum Beispiel für Alteingesessene, die die 1950er-Jahre erlebten, aber auch für Zuzüger oder Jüngere. Blättert man im Buch, findet man immer wieder interessante Berichte oder überraschende Bilder, die eine Zeit beleuchten, wie sie heute undenkbar scheint. Dazu der Bericht eines Bankangestellten aus jener Zeit: «Ich sollte einen Postsack mit 100 000 Franken für die Nationalbank mit dem Fahrrad zur Post bringen. Leider musste ich am Ziel feststellen, dass der Sack nicht mehr auf dem Gepäckträger klemmte. Bei meiner eiligst eingeleiteten Suche fand ich ihn in der Bahnhofstrasse neben dem hohen Trottoir liegen. Mir fielen 100 000 Steine vom Herzen ...» Eine originelle Idee ist das abschliessende Glossar zu den 1950er-Jahren, in welchem Begriffe vom «abstrakten Expressionismus» bis «Zögling» (Segelflugzeug) erläutert werden.

Urs Byland

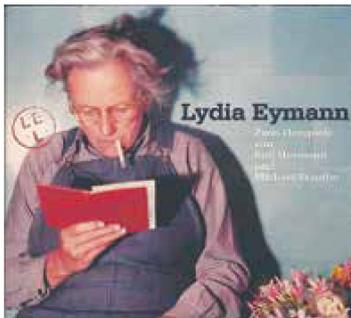


*Valentin Binggeli: Hügelland – Der Oberaargou i sir Sprooch.
Ä bäändütschi Geografii.*

Verlag Herausgeber.ch, Bern, 214 S., 2011. ISBN: 978-3-905939-12-5

Während die 1983 von Valentin Binggeli erschienene «Geografie des Oberaargaus» ein geografisches Sachbuch ist, ist die «bäändütschi Geografii», wie das vorliegende Buch im Untertitel bezeichnet wird, eher ein literarisches Werk. Es geht dem Autor darum, «s Land und d Mönsche i dichterische Täfte z zeige». So folgt die Struktur des Buches nicht einem wissenschaftlichen Schema, sondern malt mit farbigen Pinselstrichen Besonderes aus dem Oberaargau zu einem Landschaftsbild. Darin spiegelt sich der Bezug des jahrzehntelangen Schaffens eines Wissenschaftlers, Lehrers und Schriftstellers im Oberaargau: «das wo bödelet hett». Wie beiläufig wurde aber doch auf gekonnte Art viel geografisches Wissen eingestreut. Das schon in der «Geografie des Oberaargaus» Dargestellte wurde dabei erweitert und grösstenteils dem heutigen Wissensstand angepasst. Eine starke Wirkung entfalten auch die vielen, teils grossformatigen, sorgfältig ausgewählten Fotos, Karten und Zeichnungen, die zur Illustration des Gesagten eingesetzt wurden. Doch im Zentrum stehen immer wieder «dr Oberaargouer u si Sprooch», die Besonderheiten, die dem Oberaargau, der sich geografisch nicht klar abgrenzen lässt, die kulturelle Eigenständigkeit geben. Ein Buch zum Entdecken, das zum Entdecken anregt.

Christian Gnägi



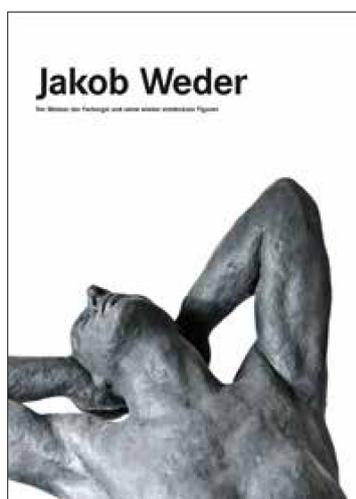
*Lydia Eymann. Zwei Hörspiele von Rolf Hermann und Michael Stauffer.
Doppel-CD, Stiftung Lydia Eymann, Langenthal 2012*

Am 1. März 2012 jährte sich der Todestag von Lydia Eymann (1901–1972) zum 40. Mal. Die Langenthalerin hinterliess der Stadt unter Mithilfe ihrer Schwester Clara eine Stiftung mit einem ansehnlichen Vermögen. Die Stiftung gab zum runden Geburtstag eine Doppel-CD in Auftrag, mit der Eymanns Wirken Gestalt erhalten soll. Aussagen und Erinnerungen von Zeitzeugen sowie ein bisher unveröffentlichter Krimtext werden auf den CDs wiedergegeben. Die Autoren und Wort-Performer Michael Stauffer (ebenfalls schon Lydia-Eymann-Stipendiat) und Rolf Hermann

haben das Archiv an der Aarwangenstrasse 55 gesichtet. Als Resultat ihrer Recherchen liegen zwei Hörspiele vor.

LE, wie Lydia Eymann sich zeitlebens nannte (ihr Stempel hinterliess zusätzlich ein L für Langenthal), wuchs im «Bären» in Langenthal auf. Ihre Eltern führten das Hotel. Die jüngste von drei Töchtern wuchs in einer vornehmen Welt auf. Eymann war mit ihrer Heimatgemeinde verbunden wie nur wenige Bürgerinnen und Bürger. Sie war stolz auf ihr Bürgerrecht. Ihre kritische Anteilnahme am Dorfgeschehen bekundete sie oft im «Langenthaler Tagblatt». Und sie war ein Langenthaler Original, das auch spezielle Aktionen nicht scheute. Zehn Monate vor ihrem Tod inszenierte sie ihren Geburtstag als Begräbnis und verabschiedete sich von «Freund und Feind» im Hotel Bären. Zur Begründung schrieb sie auf die Einladungskarte: «Da ich nicht weiss, wann es mich putzt, will ich an meiner Gräbt noch läbig dabei sein.» Erinnerungen von Zeitgenossen an dieses letzte Geburtstagsfest sind ebenso im Hörspiel auf der CD enthalten wie persönliche Erinnerungen aus ihrem Freundeskreis oder die kurios-gluschtige Beschreibung des Grabmahls im «Bären».

Urs Byland



Bruno Frangi (Text) und Christian Gerber (Fotos): Jakob Weder. Der Meister der Farborgel und seine wieder entdeckten Figuren. Merkur Druck AG, Langenthal, 2012. 70 Seiten

Für seine Farbsinfonien erhielt der Langenthaler Zeichenlehrer, Bildhauer und Maler Jakob Weder (1906–1990) schon zu Lebzeiten weit über die Landesgrenzen hinaus grosse Anerkennung. Seine farbgewaltigen Bilder, denen eine obsessive Suche nach einem wissenschaftlich erklärbaren Farbsystem zu Grunde lag, wurden in Ausstellungshäusern von Bern bis nach Toronto gezeigt. Bisherige Publikationen richten ihren Fokus denn auch fast ausschliesslich auf den Maler Jakob Weder und seine 1960 fertig gestellte 133-teilige Farborgel auf der Grundlage von Wilhelm Ostwalds Farbenlehre. Herausgeber und Weder-Schüler Samuel Gerber, der das Andenken an seinen ehemaligen Lehrer bereits mit dem 2010 eröffneten Jakob-Weder-Museum an dessen späterem Schaffensort in Herzogenbuchsee in Erinnerung hält, hat mit vorliegendem Buch einen anderen Ansatz gewählt: Zeitgleich erschienen mit der Ausstellung

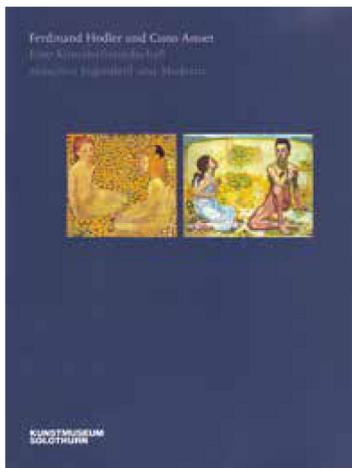
«Weder neu entdecken», die im Mai 2012 im Depot for Design in Langenthal erstmals umfassend das Gesamtwerk des Künstlers zeigte, will «Jakob Weder. Der Meister der Farborgel und seine wieder entdeckten Figuren» insbesondere dem Bildhauer-Leben des gebürtigen Rheintalers Beachtung schenken.

In sechs Textbeiträgen ist es dem Langenthaler Publizisten Bruno Frangi gelungen, ein vielschichtiges Bild vom Künstler, Lehrer und Menschen Jakob Weder wiederzugeben und dessen plastisches Werk in die verschiedenen Stationen seines Lebens einzubetten. Jakob Weder liess sich ab 1927 an der renommierten «Accademia di Belle Arti di Brera» in nur drei Jahren zum Bildhauer ausbilden. Frangi zeichnet Weders Weg zum Bildhauer und seine spätere bildhauerische Arbeit insbesondere aus den 1940er und 1950er Jahren vor dessen äusseren Lebensumständen nach. Er lässt aber auch den ehemaligen Weder-Schüler und späteren Künstlerfreund Roman Candio zu Wort kommen und ebenso den Zeichner, Plastiker und Maler Reto Bärtschi, der Weders im Jahr 2000 im Luftschuttkeller unter dem Langenthaler Stadttheater «wieder entdeckte» Figuren in aufwändiger Arbeit restauriert hat. Die Textbeiträge geben auch jenen ein eindrückliches Bild vom Menschen Weder, die den eigenwilligen Künstler nie persönlich kennengelernt hatten. Frangis Ziel ist es nicht, Weders Schaffen in einen kunsthistorischen Gesamtkontext einzubetten. Das Buch lässt stattdessen Weders Figuren selber sprechen, die der Fotograf Christian Gerber gekonnt in Szene gesetzt hat. Dieser Ansatz, so darf man nach Lektüre des Buches meinen, hätte Jakob Weder am ehesten entsprochen – hatte er seinen Weg doch stets «unbeirrt von den Gesetzen und Mechanismen des Kunstmarktes, von Anerkennung, Ruhm und Geld» beschritten.

Kathrin Holzer

Christoph Vögele und Ortrud Westheider (Hg.): Ferdinand Hodler und Cuno Amiet. Eine Künstlerfreundschaft zwischen Jugendstil und Moderne. Verlag Hirmer, München 2011. ISBN 3-908196-42-6. 197 Seiten

Zum 50. Todesjahr von Cuno Amiet zeigte das Kunstmuseum Solothurn in Zusammenarbeit mit dem Bucerius Kunstforum in Hamburg eine Ausstellung, welche erstmals umfassend die Künstlerfreundschaft zwischen Amiet und Ferdinand Hodler anhand ihrer Werke dokumentiert und im



vorliegenden Buch kommentiert, analysiert und wertet. Der prachtvoll gestaltete Bildband ist deshalb besonders wertvoll, weil er in der Gegenüberstellung von Bildpaaren der beiden Künstler eine vergleichende Betrachtung nach Motivgruppen ermöglicht und die gegenseitigen Einflüsse anschaulich nachvollziehbar macht.

In Beiträgen von verschiedenen Autoren wird die Entwicklung dieser Künstlerfreundschaft geschildert, welche anfänglich klar von Amiets Bewunderung für den «Meister» Hodler geprägt war. Nach 1900 setzte sich Amiet intensiv mit dem Werk von Hodler auseinander, nahm den um dreizehn Jahre Älteren zum Massstab und Vorbild, versuchte sich jedoch auch zunehmend von ihm abzugrenzen.

Im Beitrag «Die Secession als Königsmacherin» von Dietrun Otten wird klar, weshalb es bereits nach 1904 zu einer spürbaren Abkühlung zwischen den beiden Künstlern kam: Die Kritik reagierte auf die gemeinsame Ausstellung in Wien mit dem Verdikt, Amiet sei ein Hodler-Epigone. Durch Hodlers eisernes Schweigen zu diesem massiven Vorwurf fühlte sich Amiet von seinem Freund im Stich gelassen. Die persönliche Distanzierung ermöglichte jedoch ab 1907 auch eine zunehmende Emanzipation, durch welche Amiet zu seiner eigenen Sprache fand und den Mut zu einer malerischen Radikalität entwickelte, die zur Aufnahme in die «Brücke» führte und ihm damit die verdiente internationale Anerkennung verschaffte. Der Aufsatz «Linie und Farbe» von Monika Brunner untersucht das ornamentale Prinzip im Werk der beiden Künstler. Stand Amiet anfänglich deutlich unter dem Einfluss seines Vorbilds, so verdankte umgekehrt Hodler der Kenntnis von Amiets Schaffen seine Entwicklung zu einer leuchtenderen Farbigkeit und zu einem freieren und lebendigeren Pinselduktus in seinen Spätwerken. Mit der künstlerischen Annäherung vertiefte sich auch die persönliche Freundschaft der beiden erneut, fand aber durch Hodlers Tod im Jahre 1918 ein jähes Ende. Amiets darauffolgende «Hommagen» an den grossen Schweizer Künstler bezeugten abschliessend, welche Wertschätzung er Hodler trotz der immer wieder vorhandenen Spannungen und Rivalitäten in ihrer Freundschaft entgegenbrachte.

Max Hari



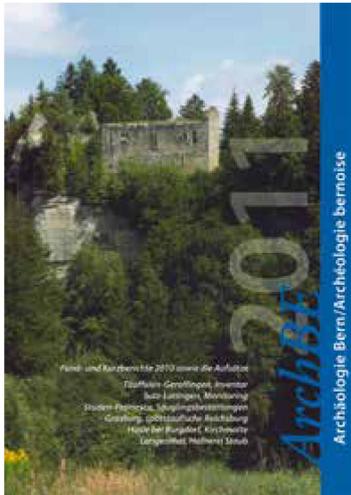
*Othmar Wey: Die Cortaillod-Kultur am Burgäschisee.
Acta Bernensia XIII, Stämpfli Verlag AG, Bern, 2012*

Der Burgäschisee gehört zum Weltkulturerbe der Unesco. Zu verdanken hat er dies den Siedlungsresten aus der Steinzeit, die in seinen Ufern schlummern. Diese wurden nämlich mit anderen prähistorischen Pfahlbauten in feuchten Böden rund um die Alpen in den exklusiven Kreis aufgenommen.

Seit 1877 wird am Burgäschisee nach diesen Siedlungsresten gegraben. Die ersten Archäologen waren Burgdorfer Gymnasiallehrer mit ihren Schülern. Später wurden diese durch Spezialisten abgelöst, die nicht nur auf spektakuläre Einzelfunde aus waren, sondern sich auch für die Bodenschichten interessierten, in denen diese lagen. Denn daraus lassen sich zusätzliche Informationen über die Zeit gewinnen, in denen die Menschen sesshaft und von Jägern und Sammlern zu Bauern wurden. In fünf Fachbüchern sind die Funde vom Burgäschisee bisher veröffentlicht worden. Nun wird in einem sechsten Band eine Übersicht geschaffen. Die Siedlungen vom Burgäschisee gehören zur sogenannten Cortaillod-Kultur, benannt nach einem Fundplatz am Neuenburgersee. Speziell für diese Kultur ist, dass sie sich in der Ost- und Westschweiz deutlich unterscheidet. In diesem Zusammenhang interessiert der Burgäschisee die Archäologen besonders, weil er im Grenzgebiet der beiden Kulturen liegt. Die Synthese widmet der Frage nach der Einbettung des Burgäschisees in die damalige Kulturlandschaft denn auch besondere Aufmerksamkeit. Das Ergebnis: Beziehungen sind vor allem nach Osten feststellbar, während sich nach Westen keine Parallelen ausmachen lassen.

Obschon es eine Synthese ist, richtet sich das neue Buch in erster Linie an Fachleute. Das Wissen, was die Cortaillod-Kultur war, wird zum Beispiel vorausgesetzt und nicht erklärt. Laien, die sich für die Steinzeit am Burgäschisee interessieren, erfahren deshalb mehr im Buch «Archäologie des Oberaargaus», das letztes Jahr erschienen ist.

Jürg Rettenmund



Archäologie Bern 2011.

Jahrbuch des Archäologischen Dienstes des Kantons Bern 2011.

Fund- und Kurzberichte 2010 sowie Aufsätze, Bern 2011.

291 Seiten, ISBN 978-3-907663-29-5

Der Archäologische Dienst des Kantons Bern legt jedes Jahr einen informativen, äusserst schön gestalteten Band mit Fund- und Kurzberichten, sowie mit Aufsätzen vor. Im Band 2011 sind die Ausgrabungen, die 2010 in Langenthal auf dem Wuhrplatz und an der St.-Urbanstrasse 40-44 gemacht wurden, prominent vertreten.

Herausragend ist der gehaltvolle Aufsatz von Andreas Heege über die Hafnerei Staub und ihre Werkstatt (S. 209–290). Auf dem Baugrund an der früheren Badgasse, dort wo heute Alterswohnungen stehen, fanden sich neben römischen und wenigen hochmittelalterlichen Spuren die Reste einer Hafnerwerkstatt. Aufgrund der Analyse von Archivalien (vor allem der Grundbucheinträge der Kirchgemeinde Langenthal) gelang es Andreas Heege, die Besitzesgeschichte der Hafnerei zu ermitteln. Ab der Mitte des 18. Jahrhunderts und bis 1870 arbeiteten vier Generationen der Hafnerfamilie Staub auf dem Grundstück. Heege streicht vor allem die Bedeutung der freigelegten Töpferöfen heraus, in denen sowohl Geschirr wie auch Ofenkeramik gebrannt wurde. Vor allem die Brände der zweiten Generation mussten hohen Qualitätsansprüchen genügt haben, konnte doch Daniel Staub 1798/99 fünf Öfen für den im Bau befindlichen «Nationalpalast des Grossen Rates» der helvetischen Zentralbehörden in Luzern liefern.

Der Aufsatz ist nicht nur für Fachleute, die auf dem Gebiet der Keramikgeschichte arbeiten, von Interesse, er ist auch für Laien, die sich mit Lokalgeschichte befassen, wegweisend. Er zeigt nämlich auf, wie archäologische Funde kombiniert mit archivarischen, Notizen zu Ergebnissen führen, die über Vermutungen und Annahmen hinaus führen und der geschichtlichen Wirklichkeit nahe kommen.

Simon Kuert



Oberaargauer Lesebuch. Kulturbuchverlag Herausgeber.ch, Bern 2011, 144 Seiten, ISBN 978-3-905939-05-7

«Das Buch soll das literarische Gewissen eines ganzen Oberaargaus zusammenfassen», sagte Herausgeber Daniel Gaberell an der Vernissage für sein Oberaargauer Lesebuch im Schloss Aarwangen. Das ist ihm zweifelsfrei gelungen. 27 Autoren im Alter von 23 bis 96 Jahren, aus Langenthal, dem Bipperramt, dem Langetental und Herzogenbuchsee, haben Beiträge verfasst und so den Oberaargau aus 27 verschiedenen Blickwinkeln erfasst. Mal sind es Geschichten fiktiver, mal autobiografischer Natur, und auch die Lyrik hat Platz gefunden. Es finden sich Erinnerungen an die Heimat der Kindertage wie auch Beobachtungen eines heutigen Oberaargaus und seiner Bewohner. Empfindungen einer jungen Generation wechseln sich ab mit dem Wissen und den Erinnerungen einer älteren. Es kommen sprachliche Eigenheiten zu tage und menschliche – und damit tatsächlich eine Art Identität. Im Guten wie im Bösen. Da ist Valerio Mosers Katastrophenszenario, ausgelöst durch einen Fremden, der das in Wahrheit inexistente Langenthaler Stadtzentrum sucht. Andere Autoren führen zurück an die Stätten ihrer Kindertage, die in so manchem Leser eigene Erinnerungen wecken dürften. Urs Mannhart findet zwischen Warschau und Minsk letztlich doch noch den krampfhaft gesuchten Bezug zur Heimat, wie man ihn dort gerne sieht. Martin Lienhart wiederum nutzt die Langete als Metapher für das Unüberwindbare. Nicht immer ist offensichtlich, wo eine Geschichte spielt und ob sie sich so tatsächlich zugetragen hat. Und nicht immer stehen die Autoren in einem versöhnlichen Verhältnis zum Oberaargau. Das ist gut so. Nur ganz wenige Beiträge scheinen nicht recht in das Konzept passen zu wollen, sind sie doch fast allzu historischer Natur. Den Gesamteindruck des Buches soll dies aber nicht schmälern. In so mancher Geschichte wird sich der Oberaargauer schnell erkennen – anhand von bekannten Orten und Gestalten ebenso wie in all den ihm typischen, liebsamen und unliebsamen Eigenheiten.

Kathrin Holzer